



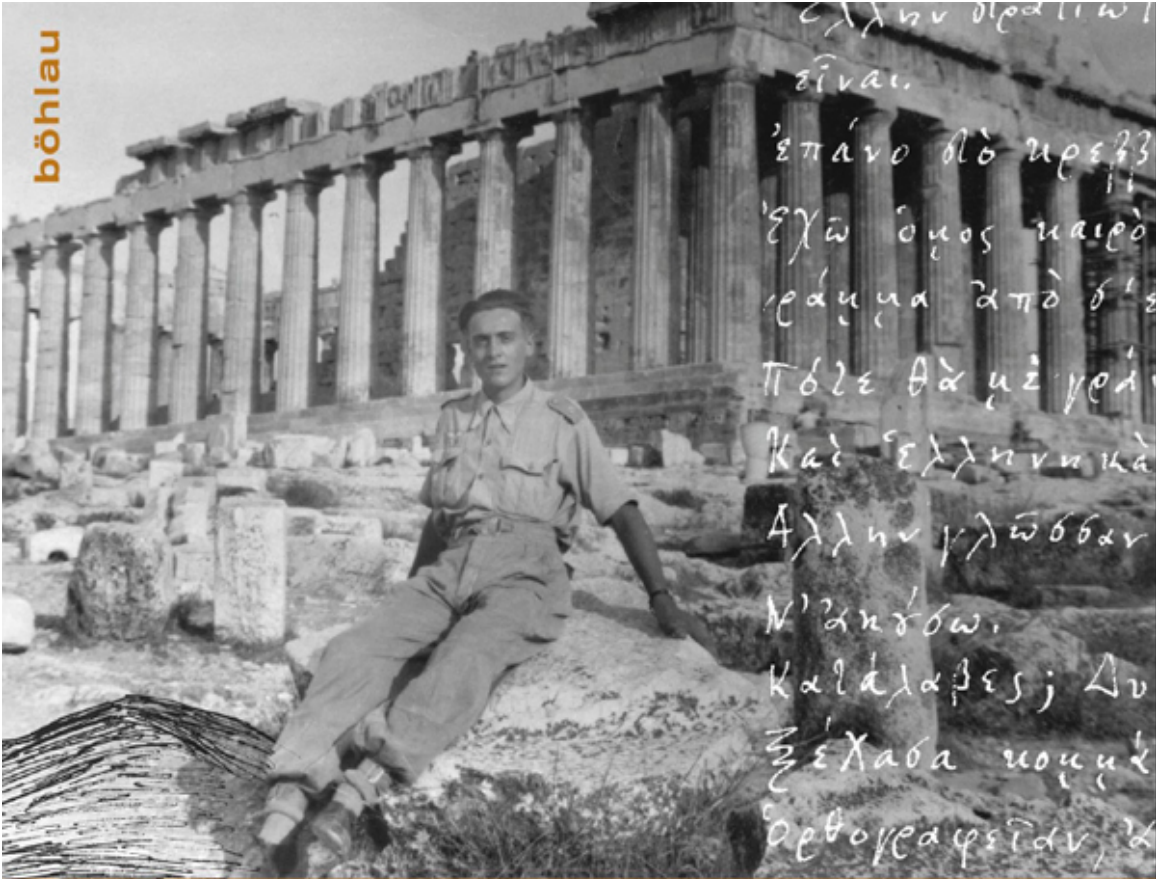
ἑλλῆνων διατίθηται  
 εἶναι.  
 ἔπ' ἀνο δὲ κρεῖττον  
 ἔχω ὄμιος καιρὸν  
 ῥά κ' ἡμᾶ ἀπὸ δ' ἴσως  
 Πόλιε θὰ μὲ γράψω  
 καὶ ἑλληνικὰ  
 ἄλλην γλῶσσαν  
 μ' ἀκρόσω.  
 καὶ ἀλαβες; Δυσ  
 ζέχασα κομμάτι  
 ὀρθογραφείαν, ἃ  
 κπειράζει. θὰ ἴπ  
 πάλι.

# Im Krieg auf dem Balkan

Erinnerungen eines Soldaten  
an den Zweiten Weltkrieg

Leopold Rosenmayr

böhlau



Ἕλληνας στρατιώτης  
εἶναι.  
Ἐπάνο δὲ κρεῖττον  
ἔχω ὄμιος καιρὸν  
ῥάκηνα ἀπὸ δ' ἑ  
Πόλε θὰ μὲ γρά  
καὶ ἑλληνικὰ  
ἄλλην γλῶσσαν  
Ν' ἀκρόσω.  
καλάλαβες; Δυ  
Ξέχασα κομμὲ  
ὀρθογραφείαν, ἀ  
ἠπειράζει. θὰ ἴ  
πάλι.

# Im Krieg auf dem Balkan

Erinnerungen eines Soldaten  
an den Zweiten Weltkrieg

Leopold Rosenmayr



[1>>] **böhlau**

[3>>] Leopold Rosenmayr

# IM KRIEG AUF DEM BALKAN

Erinnerungen eines Soldaten an den Zweiten Weltkrieg



2012

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

[4>>] Gedruckt mit der freundlichen Unterstützung durch:

**ZukunftsFonds**  
der Republik Österreich



MA7, Kulturabteilung der Stadt Wien

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten  
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Umschlagabbildung: Privat

© 2012 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien Köln Weimar  
Wiesingerstraße 1, A-1010 Wien, [www.boehlau-verlag.com](http://www.boehlau-verlag.com)

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist  
unzulässig.

Lektorat: Volker Manz, Kenzingen  
Umschlaggestaltung: Gerhard Sindelar, Wien  
Gestaltung der Bildtafeln: Gerhard Sindelar, Wien  
Satz: Michael Rauscher, Wien  
Druck und Bindung: FINIDR s. r. o.  
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier  
Printed in the Czech Republic

ISBN 978-3-205-78851-5  
eISBN 978-3-205-79265-9

## [5>>] Inhalt

Widmung  
Vorwort  
Einleitung

### TEIL I: GRIECHENLAND

1. Abfahrt in den »Einsatz«
2. Auf den Trümmern einer Stadt: Beograd im Februar 1944
3. Beschuss durch Partisanen – Ankunft in Megalo Pefko
4. Britischer Waffenschmuggel durch U-Boote und Fischer
5. Mütterliche Sorge einer Griechin für mich in Megalo Pefko
6. Erkundigung auf eigene Faust
7. Der Bürgermeister von Aspropyrgos und sein Sterben
8. Der Hirtenjunge Kostas als mein Helfer und Freund
9. Afroditi aus den Weingärten
10. Überfall durch Partisanen – niederösterreichische Bauern als Opfer
11. »Es lebe die Rote Armee«
12. Briefe von dem durch Partisanen getöteten Freund
13. Bahnsprengung
14. Eleni aus Athen
15. Torpedos, Bomben und Tiefflieger zum Abschied aus Griechenland

### TEIL II: BALKAN

1. Überfälle aus der Luft
2. Waldwunder
3. Ein Blick in die Moschee von Skopje
4. Unter Beschuss am Pass bei Prilep
5. Einmal wacht die Urangst auf
6. Rettung eines Verwundeten aus den mazedonischen Bergen
- [<<5||6>>] 7. Die kleine Lutherbibel im Hosenbein des  
gefallenen Kameraden
8. Die fast versäumte Rettung
9. Vergewaltigung und Tod auf dem Dorfplatz
10. Am Rande des Auwaldes – Brot von Miluše
11. Mundharmonika in der Kriegsnacht
12. Im Bann des Ziegelwerks
13. Flucht vor der Panzerbüchse und Rückkehr um der Ehre  
willen
14. Duell der Scharfschützen
15. Auf dem Turm von Našice
16. Die Freigabe durch den todgeweihten Freund
17. Mein Tagebuch, das in meinem Brotbeutel am Ast hing
18. Gefangen im letzten Augenblick des Krieges
19. Ausbruch aus dem Gefangenenlager – Flucht in die  
Heimat
20. Der britische Posten auf der Brücke über die Drau nach  
Kärnten
21. Der bittere Abschied von Kostas
22. Im Dienste des London-Irish-Regiments der 8<sup>th</sup> Army

### TEIL III: NACHKRIEGSZEIT IN ÖSTERREICH

1. Miluše in Wien
2. Schutzlosigkeit im Nachkriegsösterreich
3. Meine Verhaftung durch die Sowjets in Wien



4. Doppelrolle zwischen den Mächten
5. Angebot im niedrigen Spionagemilieu
6. Mein Vater kehrt aus der sowjetischen Kriegsgefangenschaft heim
7. Aktivität und Ordnung als rettende Kräfte im Lager
8. Schlaf neben den Toten auf der Pritsche

Danksagungen  
Geografisches Register  
Personenregister  
Bildteil  
Zum Autor

## [7>>] Widmung

Ich widme dieses Buch dem liebsten Menschen, den ich kenne.

Diese wunderbare Frau hat mir Einfühlungsvermögen und Zuwendung in einer Weise erfahrbar gemacht wie nie jemand zuvor. Aus vielerlei Schmerz und Verzweiflung, Krisen und Irrwegen hat sie mich gerettet.

Sie hat mich menschlich, aber auch durch ihre reiche psychologische und historische Kenntnis über die in diesem Buch behandelte Zeit des Zweiten Weltkriegs kritisch und mit vielen Hinweisen hin zu neuer, eigener Erkenntnis begleitet. Auch insofern kann ich sie als Retterin bezeichnen. Durch die Gemeinsamkeit zwischen ihr und mir ist dieses Buch auch ein gemeinsames geworden. Allein wäre mir das Buch nie gelungen.

Wir haben etwas ans Licht gebracht, das als schrecklich Erlebtes über viele Jahrzehnte hinweg tief in mir verborgen geblieben war. Jetzt konnte es befreit werden. Wirkliche und wirksame innere Freiheit kann man ja nur durch ein bewältigtes Leben samt seinen Erinnerungen gewinnen.

So sehr das Vergangene unwiderruflich geschehen ist, so kann die ausgearbeitete Erinnerung daran, um Wahrhaftigkeit bemüht, Wege in eine bessere Zukunft aufscheinen lassen. Ohne Elfi hätte ich nicht die Kraft und nicht die Überzeugung gehabt, diese schmerzvollen Wege zu suchen und auch zu gehen. Intellektuelle Kapazität und bis ans Äußerste gehende Hilfsbereitschaft, beides zusammen bekam ich von ihr geschenkt. Durch ihre Großzügigkeit hat sie mich verändert und mir Chancen für diesen Weg eröffnet.

Ich bekam Menschlichkeit und Liebe und moralische Unterstützung aus der reichen inneren Erfahrung eines anderen Menschen. Erst dadurch konnte ich mein Herz öffnen und eine Brücke bauen zwischen Vergangenheit und Gegenwart, zwischen Trauer und Glück, zwischen einem grausamen Gestern und einem trotz allem hoffnungsvollen Morgen.

Leopold Rosenmayr

## [9>>] Vorwort

Professor Leopold Rosenmayr, geboren am 3. Februar 1925 in Wien, gehört einem Jahrgang an, von dem mindestens ein Drittel als junge Männer den Zweiten Weltkrieg nicht überlebte. Sie wurden in mehrere von Adolf Hitler und seinem NS-Regime begonnene Kriege einbezogen, die nur eine Minderheit von ihnen wirklich freiwillig mitmachte. Die jungen Männer fielen in den Reihen der Wehrmacht, der SS, der Luftwaffe, der Kriegsmarine oder des Volkssturms – an der Ostfront gegen die Rote Armee, auf dem Balkan gegen griechische und jugoslawische Partisanen, an der Westfront und in Italien gegen amerikanische, britische, französische, kanadische, australische, neuseeländische und polnische Einheiten, in Finnland und Norwegen gegen sowjetische oder britische Truppen, oder sie gingen mit ihrem Kriegsschiff im Atlantik und im Mittelmeer unter. Etwa ein weiteres Drittel kehrte mehr oder weniger schwer verwundet in ihre Heimat zurück – in zerstörte Städte, Industriebetriebe und Bahnhöfe, in geplünderte Häuser, Wohnungen, Geschäfte und Bauernhöfe. Die Traumatisierung der Soldaten und Zivilbevölkerung nach beinahe sechs Jahren Krieg ist den Nachgeborenen nicht mehr nachvollziehbar. Daher sind mündliche und schriftliche Erinnerungsberichte sowohl für die betroffene Generation als auch für alle nachkommenden Generationen unverzichtbar.

Im Mai 2005 – also 60 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa – stellte Reinhard Koselleck, einer der führenden deutschen Sozialhistoriker und als Jahrgang 1923 Angehöriger der sogenannten »Kriegsgeneration«, die für die Erinnerung an den Zweiten Weltkrieg prinzipielle Frage: »Welche Folgerungen ergeben sich aus dem Befund, dass

wir in Europa zwar eine gemeinsame Geschichte haben, aber keine gemeinsamen Erinnerungen?« – Die Armeen der Sowjetunion, der USA und Großbritanniens erzwangen Anfang Mai 1945 die totale Niederlage NS-Deutschlands und befreiten Dutzende Millionen vom NS-Terrorssystem Unterdrückte, Unterworfenen und KZ-Häftlinge aus vielen europäischen Völkern. Die große Mehrzahl der Deutschen und Österreicher, die sich als »Besiegte« die totale Niederlage einzugestehen hatten, war keineswegs in gleicher Weise »befreit« wie etwa die Griechen und die Südslawen. Die meisten Deutschen und Österreicher waren auch nicht in gleicher Weise Opfer wie die von den Deutschen unterworfenen Nachbarn oder gar die zur Vernichtung [ <<9||10>> ] freigegebenen Völker. Daher Kosellecks Appell: »Wir müssen also lernen, in der wissenschaftlichen Fragestellung wie im Alltag, mit den Differenzen zu leben, die nicht von heute auf morgen auflösbar sind.«

Seit einem Vierteljahrhundert ist ganz Europa in ein »Zeitalter des Gedenkens« (Pierre Nora) eingetreten. Offensichtlich wurde sich die »Erlebnisgeneration« des Zweiten Weltkriegs in ihrem Pensionsalter der Differenzen zwischen den angebotenen und teilweise verordneten Deutungen und ihren konkreten Erinnerungen immer bewusster, und offensichtlich begann die Kinder- und Enkelgeneration konkretere Fragen zu stellen und auch konkretere Nachforschungen zu unternehmen. Jedenfalls stellte dieses »zweite Gedächtnis« nicht mehr die heroischen Leistungen im Weltkrieg in den Vordergrund, sondern die schmerzlichen und traumatischen Erinnerungen, die vorher verschwiegen oder verdrängt worden waren. Hierbei traten vier Großphänomene deutlich in den Vordergrund: die Verbrechen des Nationalsozialismus, der NS-Völkermord an den Juden, die Verbrechen des Stalinismus und die Verbrechen im Zuge millionenfacher Vertreibungen. Ob allerdings die Verurteilung des

Vergessens und die »Pflicht zur Erinnerung« (Henri Rousso) zu einem gemeinsamen europäischen Gedächtnis führen, muss offenbleiben.

Rosenmayrs Erinnerungen führen uns von seinem Aufbruch aus Wien im Februar 1944 als gerade 19 Jahre alt gewordener Soldat (»Schütze«) und ausgebildeter Dolmetscher für Neugriechisch über Belgrad nach Mittelgriechenland, in den Bade- und Fischerort Megalo Pefko, unweit von Eleusis, wo er dem Stab des Jägerregiments 22 der 11. Luftwaffen-Felddivision zugeteilt wurde, das die Küste bei Salamis bis Theben im Norden und bis zum Kanal von Korinth im Süden bewachen sollte. Rosenmayr schildert in eindrücklicher, unter die Haut gehender Sprache die keineswegs selbstverständliche Gastfreundschaft in griechischen Privathäusern, seine lange Kameradschaft und Freundschaft mit dem griechischen Hirtenjungen Kostas, der ihm bis Mai 1945 nicht von der Seite wich, Rosenmayrs Auseinandersetzungen um die Erteilung von Fischereigenehmigungen (die Fischer besorgten auch Waffen von britischen U-Booten), Überfälle von griechischen Partisanen auf deutsche Stützpunkte und Verstümmelung der Ermordeten (unter ihnen Weinviertler Bauern), Folterungen von Geiseln, Hinrichtungen von Partisanen, Exekutionen durch den Sicherheitsdienst der SS sowie ein Attentat auf ein hohes Viadukt an der Bahnlinie Athen-Eleusis, das einen ganzen Zug in die Tiefe riss, in dem hauptsächlich griechische Frauen mit ihren Kindern saßen, die auf dem Markt in Athen ihre Produkte verkauft hatten. Knapp vor dem Beginn des Rückzugs aus Griechenland und der Einschiffung in Piräus geriet Rosenmayr sogar noch in die Versuchung, von einer gebildeten Kurierin der [ <<10||11>> ] Partisanen zum Überlaufen überredet zu werden. Zwar schaffte Rosenmayrs Schiffskonvoi eine gesicherte Abfahrt, wurde aber im Hafen von Saloniki von britischen Lightning-Bombern

»empfangen«, die die Treibstofflager und Munitionsdepots in Brand schossen.

Nun begann der lange Rückmarsch der deutschen Heeresgruppe E unter dem Oberbefehl des Generalobersten Alexander Löhr, eines gebürtigen Österreichers, von Saloniki bis Kärnten. Im Jahre 1994 hat mir ein griechischer Chauffeur eines Lkw-Zuges in Saloniki erzählt, dass er für die Strecke Saloniki-Wien (Großmarkt), etwa 1.500 km, jeweils zwei Nächte und einen Tag gebraucht habe, mit kurzen Grenzkontrollen in Gevgelija und Spielfeld. Der Gefreite Rosenmayr sollte für die Strecke neun Monate benötigen, vom September 1944 bis Mai 1945. Bereits in der Nähe der Grenzstation Gevgelija gab es den ersten Fliegerangriff auf den Zug, der vor allem der Dampflokomotive galt. Von Prilep her versuchten Tito-Partisanen, den deutschen Rückzug zu stören, in Kavadarči griffen bulgarische Tiefflieger (mit deutschen Maschinen) die Kolonnen an. Vorerst ging es bis Skopje zügig voran, wo zwar die Synagoge, nicht aber die Moschee niedergebrannt war. In Vranje, in Südserbien, aber wurde der deutsche Vormarsch von bulgarischen Truppen, die mit der neuen Regierung auf die Seite der Roten Armee gewechselt hatten, gestoppt und zum Rückzug auf Kumanovo gezwungen. Der neue Regimentskommandeur Major Pabst, ehemaliger Offizier der k. u. k. Armee, führte nun die Abwehrkämpfe gegen die angreifenden Bulgaren und den Rückmarsch über Skopje und das Amselfeld (Kosovo Polje), von wo Schwerverwundete nach Hause geflogen wurden.

Die Erlebnisberichte Rosenmayrs setzen erst wieder Anfang 1945 ein. Die Division dürfte – nach dem Vormarsch der Roten Armee über Serbien und die Vojvodina nach Ungarn und einer Stabilisierung der Front in Syrmien – über den Sandžak und Ostbosnien nach Ostslawonien gezogen sein. In der Nähe von Vukovar erstarrte Rosenmayr vor dem Leichnam einer vergewaltigten Frau. Später quartierte er

sich bei noch nicht evakuierten Slawoniendeutschen ein. An der Drau geriet die Division in direkte Kämpfe mit der Roten Armee, die am linken Ufer der Drau nach Westen marschierte. Bei einem Duell der Scharfschützen fiel der steirische Kamerad Rosenmayrs; auch ein rheinländischer Kamerad wurde tödlich verwundet. Der Rückzug durch Našice, das überwiegend von kroatischen Partisanen besetzt war, endete bereits in einer Flucht. »Alles trieb dem Ende entgegen«, bemerkt Rosenmayr resignierend, apathisch. Auch ein Teil der Zivilbevölkerung war auf der Flucht, lange Trecks wälzten sich in Richtung österreichischer Grenze. Rosenmayr konnte sogar einige Tage auf einem Kosakenpferd reiten. In der Untersteiermark kapitulierte die deutsche <sup>[<<11||12>>]</sup> Heeresgruppe vor der jugoslawischen Armee, die Kriegsgefangenen mussten die Waffen abgeben, Zwangsarbeit in jugoslawischen Bergwerken drohte. Bevor die Kriegsgefangenen mit Stacheldraht umzäunt wurden, riskierten Rosenmayr und Kostas die Flucht in die Wälder und entkamen. Slowenische Bauern halfen ihnen weiter, dann stießen sie – schon in Südostkärnten (bei Ruden) – auf eine steinerne Brücke über die Drau, die von einem britischen Soldaten bewacht war. In Wolfsberg wurde Rosenmayr als Dolmetscher in britische Dienste übernommen und trug die Uniform des London-Irish-Regiments. In Begleitung britischer Offiziere traf er bei Spittal an der Drau auch auf viele Kosaken, die bald an die Rote Armee ausgeliefert werden sollten. Hingegen gab es ein gesundes Wiedersehen mit der Mutter, dem Bruder und dem aus sowjetischer Gefangenschaft völlig entkräftet heimgekehrten Vater. Seine Erzählungen beeindruckten noch heute.

Erst im Herbst 1946 aus der britischen Armee entlassen, wurde Rosenmayr unter dem Vorwurf antisowjetischer Propaganda bei einer Studentenkonferenz in London vom sowjetischen Geheimdienst in Wien verhaftet und zur



Zusammenarbeit gezwungen. Freilich vertraute er sich sofort dem britischen Geheimdienst an und erfuhr einiges über den seinerzeitigen britisch-griechischen Waffenschmuggel in Attika. Letzten Endes blieb es eine Episode »im niedrigen Spionagemilieu«.

Wesentlich bedeutender war für Rosenmayr die direkte Ermunterung durch Bundeskanzler Leopold Figl: »Wir brauchen Sie in Österreich [...], Ihre Forschungen, die sind notwendig für den Aufbau unseres Landes.«

Wien, im Herbst 2012  
Univ.-Prof. Dr. Arnold Suppan,  
Vizepräsident der Österreichischen Akademie der  
Wissenschaften

## [<<12||13>>] Einleitung

### WARUM UND MIT WELCHER ABSICHT ICH DIESES BUCH SCHRIEB

Das Foto des damals 19-jährigen Soldaten, heute 87 Jahre alten Autors auf dem Umschlagbild des Buches zeigt diesen Menschen im Bereich der Akropolis unterhalb des Tempels der Athene, der Göttin der Weisheit, sitzend und seltsam naiv in die Kamera lächelnd. Dem jungen Mann fehlte damals nicht nur Weisheit, sondern auch jegliches Überblickswissen über die Herausforderungen und Qualen, die den Griechen ab 1941 angetan worden waren. Auf Kommando Hitlers hatte die Wehrmacht das Land mit großer technischer Überlegenheit überfallen.

Nach und nach entwickelten die Griechen mehr und mehr Widerstand mit den über die Seewege eingeschmuggelten Waffen. Sie spezialisierten sich auf Überfälle gegen die Sieger und wurden als Partisanen (Andartes) zu Helden des Widerstandes, besonders auf Kreta und am Peloponnes und auch sonst überall, wo es Berge und Wälder mit Verstecken gab.

Bei der Ausbildung als Wehrmachtsdolmetscher in Wien hatten wir weder über den ideologisch-politischen Hintergrund noch über die Taktik und Techniken der Partisanen in Griechenland etwas erfahren. Ich wusste auch nicht, dass bei einer Unterstützung der Partisanen mit Lebensmitteln ganze Dörfer von der deutschen Wehrmacht angezündet wurden und dabei Menschen durch die Brände ihr Leben verloren. Man ließ sie manchmal einfach verbrennen. Das geschah in Griechenland 1942-1945, nicht überall, aber unter manchen Kommandeuren. Die deutsche

Besatzungsmacht nahm Geiseln, und wo ein deutscher Wehrmachtsangehöriger bei einem Partisanenüberfall sein Leben verlor, wurde dafür, je nach dem Rachedurst des jeweiligen regionalen Kommandanten, eine Vielzahl von Geiseln, völlig unschuldig Festgenommene, hingerichtet.

Erst durch Einzelaktionen und die Reaktionen auf sie, wie ich sie im über den Bürgermeister von Aspropyrgos in Kapitel 7 berichte, bekam ich Einblick in die Grausamkeiten als lokale Einzelfälle. Dass ich aber, so sehr ich sie auch individuell da und dort zu verhindern vermochte, als Teil, als kleines Glied in dieser Besatzungsmacht für den verbrecherischen großen Rahmen mitverantwortlich war, das stand mir damals nicht vor Augen. Das geschah auch dann nicht, als ich z. B. als Dolmetscher zu Hilfe gerufen wurde, um Frauen zu beruhigen [<<13||14>>], die sich im Spital zu Kontrolluntersuchungen hatten einfinden müssen. In der Phase der größten Hungersnot hatten sich diese Frauen, um ihren Kindern Nahrungsmittel vom Schwarzmarkt kaufen zu können, im Wehrmachtsbordell als Prostituierte verdingt. Sie liefen Gefahr, wegen Infektionen nicht mehr weiter »beschäftigt« zu werden, sammelten sich in einer Gruppe auf dem Flachdach des Spitals und drohten, in einem kollektiven Selbstmord sich auf die Straße hinunterzustürzen. Ich sollte sie nun durch Beschwörungen in ihrer Muttersprache davon abhalten. Das gelang mir auch, und ich konnte sie schließlich überzeugen, nicht hinunterzuspringen. Ich beschwor sie, ihr Leben für ihre Aufgaben und ihre Kinder auch nach dem Krieg zu erhalten, und hatte schließlich Erfolg damit.

Es war ein vager Begriff von »Pflicht«, dem ich mich als Soldat unterwarf. Und ich folgte einer Schwärmerei für das klassische Griechenland, seine Monumente, Tempel und Statuen, die aber nicht realitätswirksam werden konnte, und kaum zu einer verstärkten Anteilnahme an den Leiden und 1944 auch am Hunger der griechischen Zivilbevölkerung

führten. Die Bilder der Antike hatte ich schon im Lehrbuch des klassischen Griechisch kennengelernt. Im Gymnasium in Wien hatte ich die Fundamente der Sprache des alten Hellas und seiner Götter fünf Jahre hindurch studiert. Das aber blieb eine abgehobene Zone, die mir als eine Art emotionaler Schutzmantel für die offensichtlichen Leiden diente, die ich im Alltag wahrnehmen und als mögliche Quelle offenen Aufruhrs beobachten musste. Ich war ein Rädchen in der Maschinerie der Schrecken und der Unterdrückung geworden.

Warum hat das so lange gedauert, ehe es mir gelang, dies so deutlich zu sehen und es auch auszusprechen, wie es hier nun geschieht? Man muss sehr darauf achten, die eigenen Erinnerungen nicht zu »vergolden« und nichts ins Vergessen zurückgleiten zu lassen.

Wer war also der junge Mann, der, aufgestützt auf Trümmer des alten Tempelbereiches, ein paar Stufen tiefer vor dem Parthenon saß und wie ins Leere blickte? Als wen kann ich heute den Menschen in der deutschen Tropenuniform erkennen? »Er ist noch so jung«, klagte meine Mutter, als ich mich mit dem Marschgepäck hochbeladen und mit der geschulterten Waffe zusammen mit meinem Vater, der als Reserveoffizier in die deutsche Wehrmacht eingegliedert worden war, knapp nach meinem 19. Geburtstag auf den Weg zum Ost-Bahnhof in Wien zur Abfahrt nach Griechenland begab. Wenige Wochen später saß ich dann, in gewisser Weise geradezu Kind geblieben, als deutscher Soldat auf Trümmern des jahrtausendealten Heiligtums menschlicher und politischer Weisheit. Ich saß auf den Stufen der Akropolis und ließ mich von einem der vielen [<<14||15>>] dort herumschweifenden Fotografen abbilden, die für wenig Geld solche Erinnerungsbilder anfertigten, welche die Soldaten nach Hause schicken konnten. Ich tat dies auch, und das Bild überlebte in

irgendeiner Schachtel die Plünderung der elterlichen Wohnung im Jahre 1945 durch die sowjetische Soldateska.

Der junge Mann, der vor dem Tempel sitzt, war in einer streng geordneten Familie als älterer von zwei Brüdern aufgewachsen. Zwischen den strengen Regeln, unter denen ich lebte, kam bei dem Charakter des Vaters, der alles unter Kontrolle sehen wollte, und einer Mutter, einer kleinen Geschäftsfrau im Wiener Arbeiterbezirk Favoriten, wenig Gefühl in Fluss. Alles schien von Arbeit erfüllt, von Tätigkeiten zur Aufrechterhaltung eines kleinbürgerlichen Standards etwas oberhalb der weit verbreiteten Armut. Ich wuchs in dieses System der emotionalen Kargheit und einer erfolgsorientierten Zielstrebigkeit hinein.

Mein Lehrer in der Volksschule ließ mich meine Aufsätze zu Berichten über Lehrausgänge z. B. zum Burgtor und zum Heldenplatz, ausarbeiten, Jahre bevor dieser durch die Akklamation Hitlers in Wien sein unrühmliches Ansehen gewann. Ich bekam auch durch den Lehrer der Volksschule die Chance, der Schulklasse, der ich angehörte, selbst erfundene Geschichten zu erzählen, sodass ich wegen meines sonstigen zurückgezogenen Auftretens nicht verspottet wurde.

Als der Nationalsozialismus Österreich überzog, begann ich, statt mich der Hitlerjugend anzuschließen, mich durch Vermeidung ihrer Veranstaltungen zum regelmäßigen Stehplatzbesucher von Oper und Burgtheater zu entwickeln, wobei die Antigone des Sophokles zu meinen Lieblingsstücken gehörte und Wagners Tristan und Isolde mich überhaupt in eine andere Welt entführte.

So lebte ich, bis ich 1943 Soldat wurde und durch Prüfungen über verschiedene Sprachen es schaffte, zur Dolmetscherkompanie Wien »eingezogen« zu werden, wie der Sprachgebrauch damals war. Ich hatte bis dahin keine Liebesgeschichten erlebt. Es spielte sich alles in meiner Fantasie und im Kopf ab, bis ich, wie die ersten Seiten des

Buches es zeigen werden, eine Zuneigung zu einer jungen Frau fand, die durch die Wirrnisse des Krieges nach Wien gelangt war und auf der Auslands-Briefprüfstelle arbeitete. Hierher war ich als Soldat und Übersetzer zur Schulung und Bewährung vor meinem Aufenthalt in Griechenland abkommandiert worden.

Mit diesen Erfahrungen und einer tief verinnerlichten Trauer und Unfreiheit suchte ich im Frühjahr 1944 auf der Akropolis Ruhe zu finden. Das war zu einer Zeit, als die Alliierten schon in Nettuno, Italien, gelandet waren und Raum zu gewinnen begannen, um das Ende des Krieges einzuleiten. Für mich war klar, dass der Krieg für Deutschland verloren war, und ich spekulierte hin und her, wo ich als Soldat der besiegten Wehrmacht in Gefangenschaft Wiedergutmachung [<<15||16>>] zu leisten haben würde. Ich glaubte zu wissen, in dieses Schicksal verstrickt zu sein. Freiheitsräume gab es nur im Kleinen.

Mein Grundgefühl war, dass ich dagegen im Grunde gar nichts tun konnte, als zu versuchen zu überleben. Früh im Leben wurde ich in die Traurigkeit der Hilflosigkeit und des Ausgeliefertseins getaucht. Zu einer Auflehnung kam es nur innerlich. Im realen Leben hatte ich mich anzupassen und die Lücken zu nutzen, die ich entdeckte und die das Soldatenleben in seinem Alltag mir ließ.

Eine solche Lücke zum Licht konnte ich nutzen, um zu einem Besuch der Akropolis zu kommen und zu dem Augenblick, der auf dem Umschlagbild festgehalten ist.

Und was kam dann? Es kam die Flucht aus dem Krieg und zur Bewältigung des Danach.

Diese Bewältigungen galten alle der späteren Zeit, der Phase des »Aufbaus« in Österreich. Es gab im Grunde keine »Rückblicke«. Es waren weder die Kräfte noch – vermeintlich – die Zeit dafür da. Man wurde nur manchmal zurück in die Erinnerung wie in eine Grube mit Schutt gestoßen.

Es gab die Einblicke, aber es waren solche in die Gegenwart. Meine ersten Untersuchungen als Soziologe sollten zeigen, wie die Menschen in der Nachkriegszeit ihre Lebensbewältigung einschätzten. Ich fragte »die Anderen« nach dem, was sie über das Geschehene dachten, nicht mich selbst. Ich konnte doch die Gegenwart nicht versäumen, heiratete, zeugte Kinder und befasste mich mit ihnen.

Ich gönnte mir keine Blicke zurück, so sehr war ich in die jeweilige Gegenwart verstrickt.

Sollte ich mir die Vergangenheit aufschreiben? Ich war doch in die jeweilige Gegenwart eingebunden. Dann fasste mich in den sechziger Jahren die Lust, zu entfliehen – wie für endgültig, aber dabei immer nur für gewisse Zeiten. Es waren zuerst die beruflichen Reisen, um den Blick zu erweitern und mit Kolleginnen und Kollegen über die Rolle der jeweiligen Gesellschaften und ihre Aktualitäten nachzudenken, sich auszutauschen, nicht nur zu beobachten, sondern auch Vorschläge für die soziale Praxis und die Politik zu erarbeiten. Rückblick in die schlimmen Zeiten, die man erlebt hatte? Cui bono? Wem würde das nützen? So kam es auch zu den Reisen in die Welt, zur Flucht aus dem eigenen Alltag und aus den eigenen Bindungen.

Ich musste, um meinen Anspruch als Forscher zu erfüllen, verständlicherweise doch in die Welt reisen? Andere Kulturen aus ihren Ursprüngen her verstehen lernen, aus dem Leben mit Fetischen und dem Ahnenkult in Afrika mir die Welt vorführen, den Ursprüngen von großen Reichen und ihren menschlichen [ <<16||17>> ] und politischen Bewältigungen durch den Buddhismus in Südostasien nachgehen. Ich organisierte Expeditionen nach Afrika, die für Monate geplant waren, kam zu Einsichten, die mich auch persönlich bewegten, und zu Vorschlägen für soziale Politik und Gesundheitsmaßnahmen, für die ich in Westafrika

Präsidenten und internationale Organisationen gewinnen konnte.

Die eigene Entwicklung, die Nachdenklichkeit und die Vorsorge für mich selbst und meine Zukunft im späteren Leben blieben unbeachtet. Es war, als ob die Flucht vor jemandem oder vor etwas, seit dem Krieg nie mehr aufgehört hätte.

Dann kam endlich der Moment, wo dieses alte eigene Lebenserbe durch die intellektuelle und liebevolle Zuwendung Elfis gleichsam aufzubrechen und ich mich selbst zu befreien begann. Ich wollte bloßlegen, was eine Lebensbahn des Grauens und der Vernichtung in diesem meinem Leben und seinem Langzeitgedächtnis, aber auch der Formung seiner Gefühle, hinterlassen hatte.

Mit der Lebensänderung begannen diese Biografie und die Spiegelung des Ich in der erlebten Geschichte. Oder brachte die Biografie die Änderung, das Sichhineinwagen in das fremde Land des eigenen, nie wirklich in der Tiefe bedachten Lebens?

Viele Gefühle waren für mich als Kind in der eigenen Herkunftsfamilie als deutlicher Ausdruck der Liebe und Zuwendung nicht geflossen. Die Gefühle hatten, bis auf die Ausbrüche aus dem Leben und von der eigenen Familie und Ehe, nur ein unterdrücktes Dasein geführt. Nun setzen sie sich hier an die Spitze der Rückschau, brauchten sich vor nichts mehr zu schämen. Sie hatten nur um die eigene Lösung für mehr Wahrheit und Verstehen zu ringen.

Das alles hätte nichts bewirkt, wäre ich nicht einem Menschen begegnet und hätte dieser Mensch sich nicht meiner angenommen. Ich konnte zum ersten Mal in meinem Leben offen reden und verlor die Angst. Ich wagte es, diesem Menschen ein vorher nie gefühltes Vertrauen zu schenken. Diese inneren Zuwendungen wirkten so, dass ich das Tor zur Galerie der Schrecken, zu den Bildern und Erfahrungen des Krieges, in denen der eine Mensch den



anderen erschlug, öffnen konnte. So entstand zuerst die Bereitschaft, dann der Wille, mich darüber mitzuteilen.

Ich begann die Kraft zu fühlen, in die unbewältigte Widersprüchlichkeit meines Lebens im Zweiten Weltkrieg einzudringen. Die Widersprüche lagen darin, dass man kämpfen musste, auch mit der Waffe in der Hand, um zu überleben. Andererseits musste man sich aber auch damit abfinden, auf der Seite der Unterdrücker und Besatzer zu stehen, zum Schluss schon auf der Flucht, hinausgejagt ins ganz und gar Unübersichtliche.

[<<17||18>>] Es bleibt also die Zeugenschaft:

*Du bist davon gekommen nicht um zu leben  
Die zeit deine zeit ist kurz bemessen zeuge  
Bleib tapfer wenn der verstand versagt  
Nur dieses zählt in der allerletzten bilanz*

Zbigniew Herbert (1924-1998),  
übersetzt aus dem Polnischen von Karl Dedecius

#### WARUM ERST JETZT - NACH SO VIELEN JAHRZEHNTEEN?

Wer dieses Buch aufschlägt, den mag es verwundern, darin Ereignisse und Erlebnisse aufgeschrieben zu finden, die mehr als zwei Drittel eines Jahrhunderts zurückliegen. Warum hat sich der Schreiber so viel Zeit gelassen, um mit den Darstellungen seiner Erlebnisse und Erfahrungen im Zweiten Weltkrieg und in der unmittelbar darauf folgenden Nachkriegszeit herauszukommen? Warum erst jetzt, warum nicht schon vor dreißig Jahren?

Wer über die zum Teil von Gewalthaftigkeit bestimmten Ereignisse hier liest, wird vielleicht verstehen, dass es

immer wieder der Überwindung und einer angespannten Kraft bedurfte, die Erlebnisse aufzuzeichnen. Warum konnte ich die Kraft hierzu nicht schon früher aufbringen? Es ist für mich als 87-Jährigen wohl meine »letzte Chance«, die ich zur Vergegenwärtigung von selber erlebtem Vergangenen aus dem Zweiten Weltkrieg wahrnehmen kann.

Ich war lange Jahre hindurch von einem Gefühl bestimmt, das nach meiner Kenntnis niemand treffender ausgedrückt hat als im Jahre 1956 der polnische Dichter und mein noch lebender Generationsgenosse Tadeusz Różewicz (geb. 1921).

vergesst uns  
und unsere generation  
lebt wie menschen  
vergesst uns

wir beneideten  
pflanzen und steine  
beneideten hunde

[<<18||19>>] .....

vergesst uns  
vergesst uns  
fragt nicht nach unserer jugend  
lasst uns

(ins Deutsche übertragen von Karl Dedecius)

In den letzten Jahren wurde ich zugänglicher. Ich begann es zu wagen, meine eigenen Erfahrungen aus der vielleicht schrecklichsten Zeit des 20. Jahrhunderts, den Jahren 1942 bis 1945, aus meinem Langzeitgedächtnis zu graben und in Erinnerungen zu verwandeln. Ich hätte weder den Mut noch die Geduld dazu aufbringen können, wäre mir nicht Hilfe

zuteilgeworden durch die kenntnisreiche historische und politologische Bildung und die beharrliche Zuneigung einer wunderbaren Frau. Ohne sie, die ich »Retterin« nennen möchte, wären diese Aufzeichnungen nie zustande gekommen. Das ganze Buch ist ein Dank an sie.

Meine beruflichen Bindungen lockerten sich mit der Überschreitung des 80. Lebensjahres. Auch der berufliche Ehrgeiz und familiäre Verpflichtungen gingen zurück. Es konnte zu dem kommen, was Augustinus (354–430) als eine »reditio ad seipsum«, eine Rückkehr zu sich selbst im Sinne einer Selbstbesinnung, benannte.

Es entstand durch dieses Buch zwar ein Weg zu mir selbst, eine »reditio«, jedoch keine Selbstbetrachtung, wie sie der römische Soldat und Kaiser Marc Aurel in Wien um 175 n. Chr. verfasste. Es stellte sich schon beim Schreiben heraus, dass das Buch eine Bemühung um Zeugenschaft sein sollte. Es sollte also primär keine Selbstbeschreibung, sondern ein Erlebnisbericht in Abschnitten werden. Meine Arbeit sollte abbilden, wie der heutige Schreiber als damals 18- und 20-Jähriger in verschiedenen Rollen seinen Weg zwischen Leben und Tod suchte und wie er diesen Weg erlebte.

Ich lege also eine Dokumentation vor, die ich etwas ironisch mit dem in der Soziologie verwendeten Begriff der »participant observation«, der »teilnehmenden Beobachtung«, bezeichnen möchte. Diese Methode wurde als Alternative oder Ergänzung zu den quantitativ umfassenden Erhebungen und Umfragen ab 1950 entwickelt, die ich selbst durchführte.

Im Unterschied zur soziologischen Methode der im Forschungsprozess selbstgewählten teilnehmenden Beobachtung ab den fünfziger Jahren, war die Teilnahme am Zweiten Weltkrieg eine durch den Handlungs- und Erlebniszusammenhang [<<19|20>>] des Krieges aufgezwungene »Teilnahme« als Soldat. Eingeklemmt

zwischen Freund und Feind, lebte ich Jahre hindurch in andauernder Bedrohung. Dies hatte, wie ich nun erkenne, für mein späteres Leben große Wirksamkeit. Ich musste mich im Krieg »bewegen«, entweder flüchten oder vorangehen, und dies als Einzelner. Nur so konnte ich realen oder fiktiven Bedrohungen entgehen. Ich hätte mich nicht anders zu retten vermocht. Daraus entstand für mich und aus mir heraus ein für das weitere Leben verstärkter Selbstbezug in all meinen Bemühungen und Erlebnisformen als »Durchkommen«.

Schon im Krieg geriet ich, wie die folgenden Kapitel zeigen werden, trotz meiner Jugend in eine Rolle, in der ich immer wieder Chancen bekam, politische und militärische Entscheidungen zu beeinflussen. Oberst Gritz, der einstige erfolgreiche Jagdflieger und spätere Regimentskommandeur der 11. Luftwaffenfeld-Division, der ich als Dolmetscher zugeteilt wurde, hörte auf mich, den damals 19-jährigen, von dem er sich überzeugt hatte, dass er sich auf dessen Urteil über Sicherheitsfragen verlassen konnte.

Ich suchte mir eine mütterliche ältere Quartierfrau, die Schwester eines verstorbenen Athener Professors im Fischerdorf Megalo Pefko, das in den dreißiger Jahren ein Ferienort für wohlhabende Athener geworden war. In diesem Dorf leistete ich meine Dolmetschertätigkeit im Regimentsstab von Oberst Gritz. Die gepflegte mütterliche Dame sah mich, den fremden Soldaten, im September 1944 aus Megalo Pefko abrücken. Sie schlug die Hände vors Gesicht und weinte. Das war ein Bild, das ich in Dankbarkeit lebenslang mit mir trage. Es waren zwischen uns beiden, zwischen der Tante, Thia, wie ich sie nannte, und mir Sympathien entstanden. Sie hatte mich »paidaki mou«, mein Kindchen, genannt, und in gewisser Weise wurde ich auch ihr mit den Waffen des Feindes und Besatzers bestücktes Kind.

Mein Buch spiegelt allerdings wenig Idyllisches, sondern tappt durch Abscheulichkeiten der körperlichen Erzwingung von Aussagen durch die Folter und durch physische Bedrohung und Tötung von Unschuldigen durch die SS, wie das schreckliche Beispiel des Bürgermeisters von Aspropyrgos in Kapitel 7 zeigen wird.

Als ich 1944 als Wehrmachtsdolmetscher nach Griechenland kam, ging es für mich ums eigene Überleben und oft auch um das Retten von anderen Menschen durch die vermittelnde Tätigkeit als Dolmetscher. Ich stellte mir damals keine »Grundsatzfragen«, auch angesichts der zerstörten Stadt Belgrad nicht. Ich saß im Frühjahr 1944 in Belgrad in einer Transportpause nach Athen auf einer halb zerbombten Steinstiege, blickte zur Donau hinunter und sah, wie Händler aus dem Schutt gegrabene Wertsachen verkauften.

[<<20||21>>] Ich hatte keinerlei Kenntnisse über den Balkankrieg, der mit der Bombardierung Belgrads 1941 unter der Leitung des späteren Chefs der Heeresgruppe E, General Alexander Löhr, eines Österreichers, begann. Er war den Verführungen Hitlers 1938 durch eine persönliche Begegnung erlegen. 1941 überwachte er persönlich die Verladung von Bomben in Flugzeuge in Aspern und Wiener Neustadt. Die wurden dann gleich zu Beginn des Krieges mit Jugoslawien über Belgrad abgeworfen. Ich sah 1944 nur die Zerstörungen, ohne näher danach zu fragen.

Durch dieses Buch versuche ich nun, zu einem spät erworbenen, umfassenderen historischen Bild und meiner eigenen Rolle darin zu gelangen. Der Druck der Vergangenheit auf mich war so groß, dass ich immer wieder hochkommende Anwandlungen von Selbstrechtfertigung gegenüber Schuld erst einmal auflösen musste. Nur wer sich selber nicht mehr verteidigt, hat Chancen, frei zu werden und frei zu berichten.

Der Vater eines Freundes, Prof. Pichl, den ich erst nach dem Krieg als Vortragenden in Wien hatte kennenlernen können, war aus der deutschen Wehrmacht in Griechenland desertiert. Er hatte sich in Zivil, mit einem Madonnenbild als Anhänger auf der Brust, durch den ganzen Balkan nach Wien durchgeschlagen, eine unfassbare Leistung von Sprachwissen, Klugheit und Willenskraft. Er konnte sich in Wien bis zum Kriegsende versteckt halten. Hätte ich das auch tun sollen? Ich versuchte es nicht.

Die mir von Freunden in Athen, den Eltern von Eleni, im September 1944 angebotene Chance, mich als Deserteur zu verstecken, hatte ich bewusst nicht genutzt. Eleni hatte ich als Kurierin der Partisanen, nachdem sie festgenommen worden war, durch meine plausiblen Vorschläge an meinen Chef, Oberst Glitz, freilassen können. Mein Einfluss auf den Regimentskommandeur trug seine Früchte. Ich trennte mich nachher nicht als Deserteur von der Truppe, trotz eines großzügigen Angebots von Eleni und ihrer Familie, in Athen zu bleiben.

Die Chance, einen Rückzug von Griechenland nach Österreich über den Balkan als Mitglied der Wehrmacht zu überleben, wurde von Woche zu Woche geringer. Im September 1944 rückten die Alliierten aus Frankreich bereits auf Deutschland vor. Die Kämpfe fanden im Westen bei Aachen, im Osten bei Warschau, im Süden bei Florenz statt. Der Krieg ging seinem Ende entgegen. Aber ich wollte kein Deserteur werden. Ich wollte, so empfand ich es, mich nicht auf Kosten von anderen retten.

Ich hegte dabei kein Gefühl der Treue zu Deutschland und zu seinem Führer. Im Gegenteil, ich hatte solche Gefühle nie gehabt. Und ich beschrieb und begründete dies auch in meinem Buch »Überwältigung 1938« im Einzelnen (Böhlau Verlag, Wien 2008). Schon der Hitlerjugend hatte ich mich 1938 aus [ <<21||22>> ] politischen und persönlichen Gründen entzogen. Ich fühlte mich als Österreicher und erhoffte nach